

Gerne, meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr, sehr gerne bin ich der Einladung gefolgt, hier und heute in die Ausstellung „Zeichen“ einzuführen.

Denn nicht nur die neue Präsentation setzt unübersehbar Zeichen, nein, der Kunstverein Hochrhein tut das grundsätzlich und in vorbildlicher Weise. Diese Bad Säckinger Institution, darf man sagen, ist ein Garant für gleichbleibend hohe Qualität und für den Mut, nicht ausgetretene Pfade und altvertrautes Terrain zu begehen, sondern immer wieder neue, überregional wichtige Positionen zu zeigen.

Seit vielen Jahren zeichnet dafür, für die Kunst der Kunstvermittlung am Hochrhein, Frank van Veen verantwortlich, der zuletzt mit „Sixties Revisited“ zu Fotografien und Musik der 60er Jahre für Aufsehen und Aufhorchen gesorgt hat.

Zu all Ihren Erfolgen, lieber Herr van Veen, gratuliere ich Ihnen von Herzen. Mit geschultem Auge und großem Gespür, mit dem nötigen Überblick und der gründlichen Kenntnis der ästhetischen Entwicklungen leiten Sie den Kunstverein und setzen Akzente in der Kulturlandschaft. Die Vereinigung, der Sie vorstehen, ist längst zu einem Leuchtturm geworden, der für Orientierung sorgt und Maßstäbe setzt. Und mit der neuen Schau folgt der nächste Streich, ein Streich, der uns in die anregende Vielseitigkeit der aktuellen Szene führt.

Oft und bereitwillig sprechen wir von Reizüberflutung, davon, dass wir umgeben und umstellt von Zeichen seien: von

Verkehrszeichen, Piktogrammen, Signets, optischen und akustischen Signalen aller Art, Abzeichen, Hoheitszeichen, Symbolen, Chiffren usw., usw., auf die wir im Alltag so oder so zu reagieren haben. Peter Handke sprach einmal geradezu davon, dass unsere Umgebung zu einer Zeichenwelt geworden sei.

Wie auch immer: Es ist gut, dass die Kunst uns Zeichen anderer Art schenkt, Zeichen, deren Bedeutung mehr oder weniger verschlüsselt oder verschlossen ist, Zeichen, die uns gerade deshalb freisetzen für Poesie.

Am liebsten würde ich Ihnen, meine Damen und Herren, die vier Künstlerinnen simultan vorstellen. Aber da sich zumindest mündliche Texte im Verlauf der Zeit abwickeln, folge ich dem Alphabet, heute allerdings in umgekehrter Reihenfolge und beginne mit Christine Westenberger.

Sie stammt aus Limburg/Lahn, hat an der Kunstakademie Münster studiert und arbeitet seit 2007 als freie Künstlerin. Sie lebt in Altenberge/Münsterland, und ihre Arbeit wurde in der Vergangenheit mehrfach durch Förderungen ausgezeichnet.

Hier in Bad Säckingen zeigt sie großformatige, kraftvolle Arbeiten aus der Serie „Durchbrüche“, die, folgt man den Titeln, in die Sphären von Astronomie und Mythologie führt. Da begegnen uns u. a. „Zodiak“, „Sycorax“, „Amalthea“, „Proxima Centauri“, also der der Sonne nächstgelegene Stern. Doch was sehen wir? Nicht zuletzt Strukturen, die, da sie wiederkehren, als Zeichen gelesen werden können. Allerdings

nicht als Zeichen, die leicht zu verbalisieren, zu dechiffrieren sind.

Wir schauen auf diese Bilder wie auf Fenster, die den Blick freigeben auf häufig monochrome, bisweilen leuchtende Hintergründe. Davor sind astartige, zerbrochene, gebrochene Formationen, Strukturen zu sehen, die eher an zerstörte, verwüstete Äste und Bäume gemahnen, an marode Natur als an Reste und Reduzierungen von Architektur, die in einer früheren Werkschicht Christine Westenbergers die Bildsprache der Künstlerin prägten.

Es sind Elemente zu sehen, die in einem nicht gezeigten „Einstmals“ offenbar eine Einheit bildeten oder zumindest zusammengehörten. Damit öffnen die Werke, so statisch Tafelmalerei zwangsläufig sein muss, scheinbar eine zeitliche Strecke, einen Blick in ein aufscheinendes Davor und in ein Danach. Vermutlich im Kontext eines wie auch immer gearteten Durchbruchs.

Diese Elemente, diese Zeichen schieben sich vor einem jeweils kontrastierenden Hintergrund übereinander, schwarz und rot und golden. Nur, was sie bedeuten, was sie uns sagen wollen, ist alles andere als eindeutig. Das Signifikat, also das Zeichen, vermittelt zwischen einem interpretierenden Subjekt und einem Objekt. Allerdings sind die Zeichen, die Frau Westenberger setzt, so offen, so oszillierend, dass sich eine eindeutige „Lektüre“ verbietet.

Es ist wie in der schnöden Wirklichkeit, wie wir sie tagtäglich erleben: Was ist schon eindeutig, im Sinne von Jaja oder Neinnein?

Wir könnten beispielsweise bei Frau Westenbergers Farben und deren mehr oder weniger traditionellen Bedeutungen ansetzen, etwa im Bezug auf mittelalterliche Malerei und die Signifikanz des Goldes dort. Aber letztlich bleibt das uns, jeder Einzelnen und jedem Einzelnen, überlassen, je nach persönlicher Perspektive, je nach Vorwissen und der Bereitschaft zum assoziativen Spiel. So wie wir uns an jedem Tag unserer Weltsicht, unseres Wertekanons versichern müssen. Die Bilder von Christine Westenberger legen den Akzent auf Fragen, nicht auf Antworten.

*

In eine ganz andere Richtung weisen und bewegen sich die filigranen Arbeiten und Werkserien von Gabriela Stellino. Ihre Miniaturen greifen spielerisch auf Kulturgeschichte, auf literarische Anregungen zurück, wirken introvertiert, wie improvisierte Soli, die sich zu einem Klangraum zusammenfinden, öffnen sich zugleich für die Betrachterinnen und Betrachter hin, die bereit sind, sich auf diese feinsinnigen optischen Kompositionen einzulassen, die Musik der Bilder mitzuhören.

Die Werke der Serie „Ziehzeit“ beziehen sich auf Gespräche Herbert Gampers mit Peter Handke, die 1987 unter dem Titel „Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen“ erschienen sind. Sie basieren auf Tuscheskizzen, die zum Teil nass-in-nass, zum Teil mit trockenem Pinsel gearbeitet werden. So entstehen, je nachdem, grafische, nebelartig-wolkige Blätter in einer Vielzahl von Grauwerten, Grisaille-Malerei in kleinem

Format. Sie werden zerschnitten, in vergleichsweise gleich breite Streifen, die neu arrangiert werden.

Frau Stellino zieht sie also auseinander, sie schafft Zwischenräume und lässt einen neuen Bildrhythmus, sie lässt Partituren entstehen, die die Übersetzung durch Instrumente oder Stimmen souverän entbehren können. Wir hören die Kompositionen auch so. „Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen“, sagt Handke, „von diesen Spalten, von diesen Durchblicken lebe ich und davon schreibe ich.“

Eng verwandt mit der „Ziehzeit“ sind Frau Stellinos „Tagesfarben“. Wie andere Menschen schriftliche Notate, das, was vom Tage übrigbleibt, in eine Kladde eintragen, verzeichnet die Künstlerin, auf der Suche nach Harmonie und Harmonien, zarte, zurückhaltende Aquarellfarbnotizen mit ihrem Pinsel auf dem Papier. Aus ihnen collagiert sie wiederum Partituren, Kompositionen, die meisterhaft mit Punkt und Kontrapunkt, mit Themen und Variationen spielen und im Wortsinn zauberhafte Farb- und Strukturklänge erzeugen. Es ist ganz unerheblich, ob wir bisweilen etwas Gegenständliches wahrzunehmen glauben, auch über Zwischenräume hinweg, oder nicht. Wesentlich ist das eigentliche Sujet, das Denken in Tönen, das uns mitnimmt und beschwingt, wie in Liedern ohne Worte.

Bei den „Schiribizzi“, künstlerischen Assoziationen zu lustigen, komischen Situationen der Commedia dell'Arte, sieht es ähnlich aus. Bei ihnen kommt die dritte Dimension ins Spiel. Denn rhythmisch angebrachte Schnitte, Öffnungen überziehen das jeweilige Blatt, das so zu einem Relief wird,

das Vorder- und Hintergründe bildet und von beiden Seiten zu betrachten ist.

Die „Bewegten Reliefs“ schließlich, schmale Kringel auf Papier, weiß oder mit schwarzweißer Pinselspur, setzen selbstbewusst auf ihre Körperlichkeit, indem sie zusätzlich mit Licht und Schatten arbeiten und auf der Rückseite kurz in einem farbigen Gegenpol, der gleichsam ihren Ankerpunkt darstellt, aufblitzen. Keine Frage: Gabriela Stellinos offene Zeichen transportieren nicht zuletzt Humor.

Die Künstlerin ist Argentinierin mit italienischen Wurzeln. Bereits während ihres Kunststudiums in Buenos Aires wurden ihr zahlreiche Preise zugesprochen. Nach zehnjähriger Lehrtätigkeit in Brasilien wechselte Frau Stellino nach Südbaden. Hier, u. a. im Morat Institut, wie in der Schweiz, in Großbritannien, Slowenien, Spanien und Zypern, zeigt sie ihre Arbeiten.

*

Susanne Piotter stammt vom Niederrhein und studierte von 1992 bis 1996 am Maastricht Institute of Arts, wo sie ihr Diplom im Bereich Bühnenbild erhielt. Im Jahr 2000 machte sie in Berlin ihren Abschluss als Multimedia-Designerin. Seit 2015 konzentriert sie sich auf dreidimensionale Arbeiten, zunächst aus Papier, später aus Beton. Mehrfach ausgezeichnet, zeigt sie ihre Werke international, so in Deutschland, Dubai, Großbritannien, Polen, Rumänien.

Man könnte versucht sein zu sagen, Susanne Piotter präsentiere uns in dieser Schau Architekturmodelle, Modelle

aus Sichtbeton, bisweilen mit sparsam eingesetzten Farbelementen, die die Richtung vorgeben. Und in gewisser Weise wäre eine solche Einschätzung gar nicht so falsch.

Nur: Wir haben es nicht mit Modellen zu tun, sondern mit künstlerischen Meditationen. Frau Piötter spricht von Artefakten, wie die Archäologen Fundstücke als Artefakte bezeichnen. Es handelt sich im weitesten Sinne um Zeichen, die vor allem auf die jüngere Architekturgeschichte verweisen, auf den Brutalismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der dezidiert auf Sichtbeton setzte. Trotzdem lassen sich ihre Arbeiten zeitlich nicht zuordnen und wirken bisweilen seltsam archaisch.

Die Objekte, die mit Hilfe von Bausteinen und Styropor konstruiert und später mit flüssigem Beton ausgegossen werden, können variabel aufgestellt und zusammengesetzt werden. Es sind also konvertible Skulpturen. Sie erinnern uns an eine vergangene, verflossene Utopie, die längst in die Jahre gekommen ist und buchstäblich zu bröckeln begonnen hat.

Wie Theodor W. Adorno Musik als Denken in Tönen definiert hat, denkt Susanne Piötter mit ihrem skulpturalen Zeichensystem über unsere Vergangenheit, damit mittelbar zugleich über unsere in vielfacher Hinsicht zaghafte, verunsicherte Gegenwart nach, die, so scheint es bisweilen zumindest, am liebsten in eine vermeintlich bessere Zeit zurückkehrte, als das Wünschen noch geholfen hat und freischwebende Betonbrücken vorgaben, Wege in eine heitere Zukunft zu weisen.

Susanne Piotter eröffnet in ihren Ausstellungen Bühnen, begehbare Räume, die die Betrachterinnen und Betrachter ermuntern, über unser zwiespältiges Verhalten nachzudenken. Ihre Raumzeichen aus Beton sind künstlerische Denk-Mäler, die uns innehalten lassen, um einen Baustoff (und was hinter ihm steht) genauer in den Blick zu nehmen, einen Stoff, der vor nicht allzu langer Zeit ein gehöriges utopisches Potential entfaltete und heute in seiner vielschichtigen Problematik erkannt ist.

Zur Debatte steht jedoch nicht nur die „vergangene Zukunft“, sondern, zumindest indirekt, die zukünftige Vergangenheit, also unsere Gegenwart, und wie wir sie weiterentwickeln wollen.

*

Sabine Odensaß ist, wenn man in der Kürze einer solchen Einführung notgedrungen in Schubladen greifen will, eine konkrete, keine gegenständliche Künstlerin. Wie eng Kunst und Wirklichkeit, Kunst und Welt in ihrem Werk dennoch miteinander verzahnt sind, zeigt gleichwohl der Film, der hier in den Ausstellungsräumen Fotografien und Kunst einführt: *Inspired by Nature* (2021).

Auf der Ebene des Künstlerisch-Handwerklichen kann man sagen, dass Wasser für Sabine Odensaß elementare Bedeutung besitzt. Die Acrylfarbe, mit der sie arbeitet, ist äußerst flüssig. Es handelt sich, genau genommen, um pigmentiertes Wasser, das Frau Odensaß in bis zu vierzig Schichten oder mehr auf den Malgrund aufträgt. Sie lässt die Farbe am Bild herunterrinnen, sie verwischt oder wischt weg,

die Farbschlieren mäandern und bleiben da oder dort auf der Leinwand hängen, je nach der Struktur des Bildträgers, sie bilden Verdickungen etc. Die Arbeitsweise ist unübersehbar prozesshaft und nicht bis ins Detail zu steuern.

Wasser ist aber nicht nur ein zentrales Malmittel, sondern bildet zugleich einen Assoziationsraum: Wasser in Gestalt von Oberflächen, Eiskugeln, Firn, Gletschern, doch nicht so, dass man Frau Odensaß ein mimetisches Gestaltungskonzept unterstellen könnte. Vielmehr ahnt man, spürt und nimmt zur Kenntnis: Der Zustand unserer natürlichen Lebensgrundlagen ist ihr wichtig, und ihre Bilder öffnen sich diesem Thema, ohne dass sie je zu platten Abbildern würden. Sie besitzen Verweisungs-, Zeichencharakter. Die Werke von Sabine Odensaß vollenden sich also erst in den Augen der Betrachter. Das gilt nicht zuletzt bei jenen Arbeiten, die, bedingt durch den Malgrund beziehungsweise die Grundierung, je nach Standort der Schauenden changieren.

Neben größeren Leinwandbildern, kleinen Acrylbildern auf Holz, Papierobjekten für Wand und Boden zeigt Sabine Odensaß im Kunstverein Hochrhein auch Mischtechniken, Acryl und Tusche auf Papier, die teilweise verblüffende Tiefenperspektiven und Sog entwickeln. Um Größe zu zeigen, braucht es, das sieht man auch bei Frau Piötter und Frau Stellino, nicht unbedingt große Formate.

Sabine Odensaß hat Malerei in Köln studiert und wurde mehrfach für ihr Werk ausgezeichnet. Etliche ihrer Arbeiten befinden sich in öffentlichem Besitz. Ihr Atelier steht in Pulheim/Nordrhein-Westfalen.

*

Diese Präsentation, meine Damen und Herrn, zeichnet sich in vielfacher Hinsicht aus: durch Qualität, durch eine überzeugende Hängung, die Konsonanzen und Kontraste ebenso sichtbar macht wie höchst interessante Blickachsen, und vor allem dadurch, dass es ein Vergnügen ist, sie zu besuchen. Sie setzt Ausrufezeichen. Vielen Dank!